



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-hm.-: Schäfer´s Geschichte des siebenjährigen Krieges.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Arnold Schäfer: Geschichte des siebenjährigen Krieges. I. Bd. 1867. II. Bd. 1. Abth. 1870. Berlin bei Wilhelm Herz.

Als Johannes von Müller noch bei Lebzeiten Friedrich's II. sich selbst mit dem Gedanken trug, eine Geschichte des großen Königs, oder doch wenigstens des siebenjährigen Krieges zu verfassen, glaubte er prophezeien zu dürfen, daß es an Heroen so großer Thaten nicht fehlen werde: auf jeden wahren Historiker, meinte er, müsse jene Zeit eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben. Müller's Weissagung hat sich nur zum kleinsten Theil erfüllt; es fehlt wie für jeden Abschnitt der preussischen Geschichte, so auch für diesen an Monographien. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, weswegen die Forschung in der preussischen Geschichte überhaupt nicht florirt; daß aber selbst jene großartige Periode ihren adäquaten Darsteller noch nicht gefunden hat, könnte Manchem auffallen, der die Schwierigkeit der Aufgabe nicht richtig zu schätzen vermag. Wer diese aber kennt, wird jeden Versuch, eine Lücke auszufüllen, das Vorhandene zu ergänzen oder zu berichtigen, mit aufrichtiger Dankbarkeit begrüßen.

Es war durchaus an der Zeit, die Geschichte des siebenjährigen Krieges einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen. Das Material war gewachsen, die Forschung ruhte: auch Schöning's sogenannte Geschichte des siebenjährigen Krieges kann mit Fug und Recht nur für eine Sammlung des Stoffes gelten: Archivalten waren in auch nur entfernt hinreichender Quantität oder Qualität von Niemand benutzt worden: eine gewisse Liberalität für die Benutzung derselben ließ sich wenigstens an einigen Orten voraussetzen. Der gelehrte Vorkämpfer der österreichischen Historiker, der als Forscher wie als Beförderer der Forschung gleich liebenswürdige Arneht hatte durch seine Darstellung der ersten Regierungsjahre Maria Theresia's ein glänzendes, wohl unübertroffenes Beispiel prononcirt österreichischer und doch nicht geradezu parteilicher Geschichtschreibung gegeben; wie sollten sich Grenzboten IV. 1870.

nicht auch auf der gegnerischen Seite die Geister regen und dem „audiatur et altera pars“ Anerkennung zu verschaffen suchen!

Es wäre wohl zunächst wünschenswerth gewesen, eine urkundlich gesicherte Darstellung der schlesischen Kriege zu erhalten, welche weit weniger behandelt sind, als der siebenjährige Krieg. Allerdings hat dieser mehr Interesse; jene aber sind nicht nur die Vorläufer des anderen, sondern verhalten sich doch eigentlich zu demselben wie Ursache und Wirkung. Indessen auch ohne vorherrschende ausführliche Beschreibung der schlesischen Kriege lassen sich die Ereignisse der späteren Jahre verständlich darstellen, wenn die politischen Veränderungen der Zwischenzeit in scharfen Umrissen gezeichnet werden.

Dieser Aufgabe unterzog sich Arnold Schäfer, und, gestützt sowohl auf die inzwischen veröffentlichten Arbeiten Anderer, als auch namentlich auf umfassende Archivstudien, insbesondere mit Hilfe der preussischen Gesandtschafts-correspondenz von Paris und London, konnte er wohl hoffen, die historische Wissenschaft um ein schätzbares Werk zu bereichern. Wir überlassen es dem Leser, aus der umfangreichen Vorrede des ersten Bandes sich im einzelnen darüber zu unterrichten, wie sorgfältig der Verfasser bemüht war, durch Heranziehung der verschiedensten Quellen sowohl neues Licht auf besonders dunkle Punkte zu werfen, als auch Licht und Schatten gleichmäßig und gerecht zu vertheilen. Das geheime Staatsarchiv zu Berlin bot neben den erwähnten Gesandtschaftsberichten natürlich die Grundlagen dar; wichtige russische, englische und holländische Archivalien konnten zur Vervollständigung resp. Rectification benutzt werden. Es liegt auf der Hand, daß die Besprechung eines solchen, wesentlich auf Archivstudien gegründeten Werkes nicht die Aufgabe haben kann, die Fundamentirung zu untersuchen, sondern lediglich den auf ihr aufgeführten Bau in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, die Symmetrie derselben zu prüfen, ihre Zusammenfügung zu erörtern und schließlich das ganze Gebäude einmal darauf hin anzusehen, ob es seinem Zwecke entsprechend ist.

Wir wollen die letzte Frage zuerst beantworten, weil sie sich auf beide Bände gleichmäßig bezieht; denn im Uebrigen werden wir diese von einander trennen müssen, wie sie ja auch durch die Zeit ihres Erscheinens gesondert sind; das „diem dies docet“ bewahrheitet sich heutzutage eben auf so eclatante Weise, daß selbst ein kurzer Zeitraum von drei Jahren die Grundlagen der Forschung verrücken, alle Elemente der Darstellung ändern mußte. In ihren Mängeln sind beide Bände einander sehr ähnlich — in den Vorzügen ungleich: jene verschuldet zumeist der Verfasser, diese verdanken wir nur dem Material.

Schäfer's Werk entspricht seinem Titel nicht genau. Er nannte es „Ge-

schichte des siebenjährigen Krieges“ und allerdings ist demselben ein gutes Theil der Arbeit gewidmet. Aber man würde sehr irren, wenn man annähme, er habe in die Beschreibung des Krieges seine Hauptaufgabe gesetzt; macht das Ganze schon an und für sich den Eindruck, als habe er den Gegenstand, welchen der große Generalstab hauptsächlich von der militärischen Seite beleuchtet hatte, nunmehr auch von der politischen in das rechte Licht setzen wollen, so spricht er in der Vorrede zum zweiten Band auch ganz unumwunden aus, das Hauptgewicht lege er auf die Darstellung der europäischen Politik während des Krieges. Es ist nun zwar an und für sich gerecht, von diesem europäischen Standpunkt den Schauplatz des Krieges zu überblicken und die Ereignisse, welche Preußen zur Großmacht erhoben, nach diesem größeren Maßstabe zu messen, in diesen weiteren Rahmen einzufügen: es ist gerechter sogar und eines wahren Historikers viel würdiger, als in den Begebenheiten eine Aufeinanderfolge taktischer Züge und Gegenzüge, oder nur einen Causalnexuss von offensiven und defensiven Operationen erkennen zu wollen, aber nie durfte unseres Erachtens die Darstellung der diplomatischen Actionen solche Ausdehnung annehmen, daß die militärischen vollkommen in den Schatten gestellt oder nur unzusammenhängend erzählt werden können. So verliert das Geschichtswerk die Einheit des Ganzen und die Symmetrie der Theile und damit den Charakter eines Kunstwerkes. Hätte Schäfer sein Buch „Geschichte der diplomatischen Verhandlungen zur Zeit des siebenjährigen Krieges“ betitelt, so würden wir wenig daran auszusetzen haben und gelegentliche Förderung in der Kenntniß des Krieges selbst dankbar entgegennehmen.

Der erste Band beginnt mit einer eingehenden Schilderung der europäischen Constellationen vom Utrechter Frieden bis zum Beginne des siebenjährigen Krieges, die Veränderungen, welche namentlich die französische und englische Politik während dieses Zwischenraums erlitt, werden besonders ausführlich behandelt. Mit großer Meisterschaft schildert Schäfer die doppelzüngige Politik Georg's II., die sich freilich aus seiner Doppelstellung als Souverän von England und deutscher Reichsfürst, bei der eifersüchtigen Ueberwachung seitens des englischen Volkes, mit einer gewissen Nothwendigkeit ergeben mußte. Der Geschichte der verschiedenen englischen Ministerien wird in diesem Buch der Einleitung ein so bedeutender Raum gewidmet, daß man förmlich einen Abriß der englischen Politik erhält. Die geheimen Verhandlungen zwischen Frankreich und Oestreich konnte Schäfer vor drei Jahren noch nicht vollständig enthüllen wegen der mangelnden Bereitwilligkeit der östreichischen und französischen Archivvorstände: der so oft erwähnte eigenhändige Brief Maria Theresia's an Madame Pompadour gehört natürlich in das Gebiet der Mythe — indeß Kaunitz that es in ihrem Namen

und mit ihrer Erlaubniß. Allzu durchsichtig ist die Schilderung des ganzen Parteigetriebes nicht, wenigstens überschaut man das Ineinandergreifen der einzelnen Theile nicht genau, weil die Vorgänge an den einzelnen Höfen, vielleicht nicht mit Unrecht, von einander getrennt sind.

Die Darstellung des Verhältnisses Preußens zu Frankreich beruht, wie oben bemerkt, auf den von Schäfer zuerst benutzten Relationen des Freiherrn von Rnypphausen, preußischen Gesandten in Paris. Arnold Schäfer stellt seine diplomatische Begabung als eine außerordentliche dar und veranschlagt seine Bedeutung so hoch, daß er sogar über die Personalien desselben das v. Rnypphausen'sche Familienarchiv zu befragen für der Mühe werth hielt; gleichwohl können uns selbst die in den Beilagen sehr zahlreich und ausführlich mitgetheilten Schriftstücke durchaus nicht davon überzeugen, daß er in Paris auf der Höhe der Situation stand. Noch zur Zeit des Vertrags von Westminster weiß Rnypphausen nichts von dem wachsenden Einflusse Oestreichs am französischen Hofe; am 15. Juli 1756, während Friedrich durch den englischen Gesandten bereits besser unterrichtet war, hegte er die irrige Ueberzeugung, daß der Vertrag von Versailles keine andern, als die bis dahin veröffentlichten Artikel enthalte und das Gerücht über einen vom Wiener Hofe entworfenen Plan, einen Krieg zwischen den katholischen und protestantischen Reichsfürsten anzustiften, unbegründet sei. Wie Schäfer, nachdem er dies Alles auf S. 182 mitgetheilt hat, zwei Seiten später sagen kann: „Rnypphausen war in der That von dem Stande der Angelegenheiten, die am französischen Hofe betrieben wurden, gut unterrichtet“, ist ziemlich unverständlich.

Auch aus Friedrichs „Apologie de ma conduite militaire“ ersieht man, daß der König bis zum Ausbruch des Krieges die weitgehenden Absichten seiner Gegner keineswegs ganz genau kannte. Dagegen setzt Schäfer in ein klares Licht, wie Friedrichs Operationen namentlich durch das anfangs sehr behutsame Vorgehen Frankreichs und die vorschnellen, darum auch mangelhaft vorbereiteten Unternehmungen der Oestreicher erleichtert wurden. Zu einer Parallele mit der Gegenwart ladet übrigens der Bericht von der Unverschämtheit des französischen Gesandten am sächsischen Hofe, des Grafen Broglie (p. 222) unwillkürlich ein. Er versuchte durch das preußische Lager zu den eingeschlossenen Sachsen zu gelangen und die Passage durch Hartnäckigkeit zu ertrotzen. Friedrich mußte sich über des Gesandten unziemliches Betragen bei Valori beklagen, die französische Regierung aber ließ ihren Gesandten abberufen, weil der König „in Broglie's Person die heiligsten Satzungen des Völkerrechts verletzt habe.“ — Ausgezeichnet ist auch die Darstellung des Versailler Vertrags, als eines Meisterstückes und Sieges der östreichischen Diplomatie über die französische: diesen Grundgedanken fest-

haltend, gelangt dann der Verfasser bei der Beurtheilung der französischen militärischen, wie politischen Maßnahmen zu Resultaten, welche zwar nicht ganz neu, aber doch selten mit gleich unerbittlicher Schärfe dargelegt sind. Ueber die Vorgänge vor und während der Schlacht bei Prag, die auch etwas complicirter Natur ist, erhalten wir nichts Neues, sind aber dem Verfasser zu Dank verpflichtet für die Ausführlichkeit, mit welcher er den Mayr'schen Zug „in's Reich“ erzählt. Mayr ist eine Persönlichkeit, die auch wohl eine ausführliche Biographie verdiente; unter den Zeitgenossen ist er sehr gefeiert worden und in den damals so beliebten „Todtengesprächen“ spielt er — nach 1759 — eine bedeutende Rolle. Bekannt ist auch das Urtheil, welches Prinz Heinrich kurz nach seinem Tode aussprach, „um einen eben so fähigen Mann, wie den Verstorbenen zu finden, würde man vergeblich drei Armeen durchwühlen“. Der kühne Zug des verwegenen Parteigängers — der damals höchstens in Bietzen, später in Schill und v. Colomb seines Gleichen hat — zeigt deutlich, was ein tüchtiger Führer mit einer noch so unbedeutenden Anzahl muthiger, wohldisciplinirter Leute leisten kann. In Böhmen nahm er die Magazine weg, in Nürnberg stellte er als angeblicher Vortrab von 15,000 M. exorbitante Forderungen, schlug sich im fränkischen Kreise mit der vierfachen Anzahl Reichstruppen siegreich herum; die bayrische Regierung hielt es für gerathen, sich von allen feindlichen Schritten loszusagen, die Kölnler Offiziere machten aus ihren Sympathien für die preussische Sache kein Hehl, die Würtemberger entliefen in hellen Haufen ihren Fahnen und gingen zum kühnen Mayr nach Franken.

Wir haben oben bemerkt, daß Schäfer's Werk, so eminente Vorzüge es auch für eine Kenntniß der politischen Verhandlungen hat, an nicht wenigen Stellen den im Stiche läßt, der sich zwar begnügt, die militärischen Actionen in zweiter Linie zu finden, aber nicht sie als Nebensachen behandelt und vernachlässigt zu sehen. Eine solche Stelle, an welcher die schärfste Prüfung des Thatbestandes geboten erscheint, ist die Schlacht von Kollin. Die Vorgänge, welche den unglücklichen Ausgang verschuldeten, haben eine ungemeine Zahl von Schriften hervorgerufen. Anfeindungen gegen, Rechtfertigungen für den König. Die militärischen Leser — und man sollte meinen, daß auch für diese die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben sein sollte, werden es dem Verfasser wenig Dank wissen, daß er über jene Dinge fast ganz schweigt. Freilich mahnen uns häufigere Citate an dieser Stelle, daß wir uns auf streitigem Boden befinden, aber es genügt nicht, das anzudeuten. Wir verzeihen es dem Verfasser gern, wenn er, obwohl eifrig bemüht, auch nicht die geringfügigsten diplomatischen Winkelzüge zu übersehen, sich über das militärische Detail an unwichtigen Punkten hinwegsetzt, aber nicht bei der Beschreibung der Kolliner Schlacht, einer Action von entscheidender Bedeutung.

Wurde sie gewonnen, so waren die letzten Reste der österreichischen Feldarmee vernichtet, der Weg in das Herz des feindlichen Landes stand dem Könige offen; und wenn Friedrich es wagte, mit seiner kleinen Armee einen überlegenen Feind in vortheilhafter Stellung anzugreifen, mußte er, wenn jemals, die ganze Genialität seines Geistes entwickeln; hat sie ihn dort auf Momente etwa verlassen? Die Vorgänge, welche den Verlust der Schlacht verschuldeten, kennen wir freilich, aber wer veranlaßte sie? Wir haben diese Lücke in Schäfer's Werk um so mehr bedauert, weil uns dieses Jahr von anderer Seite über denselben Gegenstand eine Monographie gebracht hat, welche, weit entfernt, die Schuldfrage zu erledigen, nur dazu dienen kann, den alten Streit aufs neue zu entflammen. Duncker's Aufsatz im Juliheft der Zeitschrift für preußische Geschichte ist eine umfangreiche Apologie des Königs; die Gewissenhaftigkeit der gegnerischen Gewährsmänner wird in Zweifel gezogen und der König erscheint so nach allen Seiten frei von Schuld. Wir behalten uns unser Urtheil vor, jedenfalls reizt Duncker's Schrift zum Widerspruch und das ist für den Gegenstand selbst von Vortheil. Eine Möglichkeit übrigens, die Duncker nicht erwogen hat, die aber einen Theil der widersprechenden Berichte vereinigen könnte, ist folgende: das Hülsen'sche Corps, welches den rechten Flügel des Feindes angreifen sollte, war zu schwach, eine der drei aufeinander folgenden Höhenreihen zu nehmen oder gar zu behaupten, es war unmöglich den österreichischen rechten Flügel zu werfen, als die preußische Reiterei ihre Dienste versagte: um aber die immerhin bereits errungenen Vortheile zu behaupten und mit den vorhandenen Streitkräften einen zweiten Stoß gegen den rechten Flügel zu richten, war es nöthig, die Destreicher zu verhindern, diesem Hilfe zu senden; darum sollte Moritz von Anhalt in der Front angreifen und die zwischen Hülsen und diesem entstandene Lücke wurde durch Reserve-Bataillone ausgefüllt: — ein Manöver, das zwar gewagt war, aber zum Ziele führen konnte, wenn der rechte Flügel, den Dispositionen des Königs treu, sich intact hielt: er konnte nöthigenfalls als Reserve dienen oder zur Verstärkung des Centrums herangezogen werden. Der einzige wirkliche Fehler kommt dann auf Rechnung des Generals von Manstein, der den rechten Flügel trotzdem engagirte; und diesen ehrgeizigen und unbesonnenen Führer wird Niemand entschuldigen. Es ist jedenfalls fraglich, ob Moritz von Anhalt eigenmächtig das Centrum angreifen ließ, oder ob der König nicht selbst diese Nothwendigkeit einsah. Und es war nothwendig; an der starken Stellung des Feindes wäre auch Moritz's Infanterie zerschellt, wenn sie, dem ursprünglichen Schlachtplan treu, Hülsen gefolgt wäre. Daß Friedrich's Berichte über die Schlacht sich nicht gleich bleiben, werde ich, im Gegensatz zu Duncker, an anderer Stelle zu beweisen Gelegenheit finden. Eine abschließende Darstellung der Vorgänge ist aber deshalb nothwendig,

weil davon unser Urtheil über die historische Treue des königlichen Schriftstellers abhängt. Wir halten es für unsre Pflicht, auch auf andere dunkle Punkte in Friedrichs Darstellung aufmerksam zu machen; denn wo seine Generäle durch seine eigenen Fehler unterlagen, scheint er durchaus nicht bereit, den größten Theil der Schuld auf sich zu nehmen, wohl aber, einen eben noch gerühmten General als untüchtig zu verurtheilen.

Bedeutender, als die Beschreibung der Kolliner Schlacht, ist der Bericht über die Vorgänge bei Hastenbeck: man sieht deutlich, daß es dort nur an einem Feldherrn, wie Friedrich oder Ferdinand von Braunschweig, mangelte, um einen vollkommeneren Sieg zu erringen. Aber freilich, in Folge der schwankenden Haltung des Königs Georg sah es auch mit der englischen Heerführung traurig aus; was für jämmerliche Führer waren es, denen die Ehre Englands anvertraut war! und was für ein Volk, das sich eine Zevener Convention gefallen ließ. Und wie richtig charakterisirt Holderneffe die ganze engherzige Politik des England von damals und jetzt, wenn er am 17. Juli 1737 an Mitchell schreibt: „wir müssen Kaufleute sein, auch wenn wir Krieger sind.“

Bei so unzureichender Hilfe von Seiten der Verbündeten lag die einzige wirkliche Unterstützung, die dem Könige zu Theil wurde, in der Uneinigkeit seiner Gegner und in diese läßt uns gerade die Schäfer'sche Art, den Krieg zu beschreiben, einen genauen Blick thun: alle Unternehmungen, selbst nach den Erfolgen von Kollin und Hochkirch werden durch die Eifersucht zwischen Oestreich und Frankreich gelähmt; es war eben eine widersinnige Allianz; zwei Mächte, die sich Jahrhunderte lang systematisch bekämpft hatten, konnten nicht auf einmal Vereinigungspunkte ihrer Politik und gleichartige Interessen ausfindig machen — geschweige denn wirklich haben. Und nun gar in der langen schweren Zeit, welche dem Siege von Koblach vorausging, welche Fülle der widerstreitendsten Bestrebungen zwischen Russen und Oestreichern, Franzosen und Oestreichern, Franzosen und Russen, Reichsarmee und Franzosen!

Eine durchgehende Besserung der politischen Lage trat für Friedrich erst ein, als Pitt in das englische Ministerium trat: deshalb und vielleicht auch weil Schäfer mit vielen englischen Materialien gearbeitet hat, widmet er jener Politik eine eingehendere Darstellung. Und mit Recht. Aber seiner Ansicht über Pitt selbst und der unbedingten Anerkennung seiner Politik können wir nicht so rückhaltlos beistimmen. Daß Pitt's Politik eine rein nationale war, mag zugegeben werden: ob er aber stets das zweckmäßigste wählte, was geleistet werden konnte, dürfte gerechtem Zweifel unterliegen. Wollte er den König von Preußen wirksam unterstützen, warum schickte er nicht eine kleine Flotte nach der Ostsee, wie Friedrich wünschte? Was half es diesem be-
stimmt ausgesprochenen Wunsche gegenüber, daß Pitt Subsidien über Sub-

südien anbot — die der König damals noch entbehren zu können glaubte — was nützte es, wenn er wiederholt und nachdrücklich die Aufrechterhaltung des Königs von Preußen, nicht den Schutz Hannovers als das wichtigste betonte und doch das wirksamste Mittel, Preußen gegen die Russen zu schützen, nicht anwenden wollte! Der König blieb nun einmal der weitfertigeren Strategie und mit welchem Recht er noch im December 1757 auf der Absendung eines englischen Ostseegeschwaders bestand, zeigte sich bereits im Januar 1758, als Fermor mit den Russen in Ostpreußen einrückte. Schäfer sagt einfach, Pitt habe es nicht gekonnt: allein wenn er zu unglücklichen Landungsversuchen in Frankreich stets Schiffe übrig hatte, konnte er in der That auch einige wenige in die Ostsee schicken. Möchte er auch immer den größten Theil der englischen Seemacht in Amerika verwenden oder für einen Hauptschlag in den europäischen Meeren in Reserve halten, wenige Schiffe genügten, um den ohnedies nicht sehr eifrigen Russen einen heilsamen Schrecken einzuslößen. Eine große Hemmung für Pitt war freilich die gebotene Rücksichtnahme auf die Parteilungen Englands, welche die Leistungsfähigkeit desselben außerordentlich verringerten. Aber eine gewisse Eigenwilligkeit zeigt sich auch in Pitt's Beharren auf der Abberufung Mitchells, und Friedrich der Große hatte allen Grund zu sagen: „ich habe mich geweigert, mich von Königen regieren zu lassen, ich lasse mich auch nicht von Herrn Pitt regieren.“ Daß Pitt aber in diesem Punkt nur eigensinnig war, zeigt schon der Umstand, daß er Mitchell auf seinem Posten beließ, weil sein präsumptiver Nachfolger Yorke im Haag unabhkömmlich war. Es scheint mithin, daß Schäfer der Stellung Pitt's zu seinen widerwilligen Amtsgenossen allzu viel Rechnung trägt: war er wirklich der Mann, für den ihn Schäfer gelten lassen will, so mußte er durch Umsicht und Einsicht zu verhindern wissen, daß so untergeordnete Fragen zu Kabinettsfragen wurden. Friedrich's Ausstellungen an dem englischen Bündniß, die er gegen Yorke machte, sind in der That begründet: es komme darauf an, meinte er, in ihre gemeinschaftliche Action ein System zu bringen; das hätten seine Gegner gethan, während sie selbst nur von einem Tag zum andern gesorgt hätten. Das ist der Charakter auch der Pitt'schen Maßregeln — mögen sie noch so sehr durch die Nothwendigkeit empfohlen worden sein — und somit können wir dem Urtheil nicht vollkommen beipflichten, welches Schäfer auf der letzten Seite des ersten Bandes über Pitt fällt. —

Von den Beilagen des ersten Bandes nimmt am meisten Interesse in Anspruch Nummer 5, der Vertrag zwischen Maria Theresia und der Kaiserin aller Reußen vom 22. Januar (2. Februar) 1757, nach dem im Hauptarchiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Moskau befindlichen Original. Die Maßnahmen des früheren Vertrages vom 22. Mai 1746

werden „aussi innocentes que légitimes“ genannt; einen eigenthümlichen Eindruck macht es auch, wenn Rußland angibt, sich durch den Vertrag gegen eine preußische Invasion sichern zu wollen. In einem Separatartikel wird dann außer Frankreich auch Schweden als Garant des westphälischen Friedens in das Bündniß miteingeschlossen. Freilich geschah das auch in dem Versailler Vertrag vom 1. Mai 1757; ausdrücklich wurde, um Schweden zugleich mit Frankreich am Kriege theilnehmen lassen zu können, die Garantie des westphälischen Friedens (Art. XV.) feierlich erneuert. In der Convention zwischen Rußland und Oestreich wird aber Frankreich nicht neben Schweden als Garant des Friedens, sondern als selbständige Macht aufgeführt. Der westphälische Friede! wie oft diente er nicht zum Deckmantel für die selbstsüchtigen Interessen des Auslandes, auch damals mußte er dazu herhalten, den Herzog von Mecklenburg in das französische Bündniß zu ziehen: zu allem Möglichen mußte sich der Herzog erbieten und sich damit begnügen, der „guten Dienste“ Frankreichs versichert zu werden.

Von den übrigen Beilagen — es sind größtentheils sehr detaillirte Berichte v. Knyphausen's — sind namentlich No. 62, 63, 63 a., 65 und die Verhandlungen, welche Friedrich durch den Grafen von Neuwied mit Frankreich führen ließ, bemerkenswerth.

Wir kommen zur Betrachtung des zweiten Bandes, welcher in dem bis jetzt erschienenen ersten Theile vom Anfange des Feldzuges von 1758 bis zur Eröffnung desjenigen von 1760 reicht. Der Unterschied zwischen beiden Bänden ist ein bedeutender und wir stehen nicht an, diesen für den ungleich werthvolleren zu erklären. Für jenen blieben dem Verfasser die französischen Archive zum Theil, die östreichischen absolut verschlossen, für diesen dagegen hat Schäfer durch diplomatische Verwendung sowohl aus Paris wichtige Papiere — namentlich die Correspondenz der Regierung mit dem Gesandten in Wien und des Herzogs von Choiseul mit Lord Bute — als auch höchst werthvolle Actenstücke aus Turin und Petersburg benutzen dürfen: und vor Allem kommt dem Buche die ausgezeichnete Liberalität zu Gute, mit der A. v. Arneth die Benutzung des Kaiserlichen Haus- und Staatsarchivs zu Wien gestattete. Auch die militärischen Dinge sind sorgfältiger behandelt: theils standen dem Verfasser ausgezeichnete Monographien zu Gebote, wie die v. Stiehle's über die Schlacht bei Kunersdorf (für die Schlacht bei Zornsdorf konnte vielleicht auch A. Schottmüller's Schrift benutzt werden) theils sind die Vorzüge aus diesem Gebiete der Beihilfe kundiger Militärs zu verdanken.

Höchst interessant sind die Nachweisungen über die Disposition zum Frieden, welche nach der Schlacht bei Rossbach in Frankreich Platz griff und durch Bernis nicht wenig genährt wurde; erst nach dessen Abgange kam etwas Energie in die französische Kriegsführung. Denn bevor der Herzog

von Choiseul die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, ging mit der politischen Rathlosigkeit die militärische Hand in Hand. So mußte man 1758 dem Nachfolger des gänzlich unfähigen Herzogs von Richelieu, Clermont, nicht einmal für den Frühling des Jahres genauere Instruktionen zu geben. Nicht ganz Unrecht mag indessen Schäfer haben, wenn er meint, der wahre Sinn derselben sei der gewesen, daß die königlichen Armeen sich jeder offensiven Bewegung enthalten und westlich der Weser und des Rheins sich reorganisiren sollten. Maria Theresia mußte persönlich alle Mittel anbieten, die Franzosen zum Festhalten an dem Bündniß zu bewegen: ja die fromme Frau gewann es über sich, eine nicht unbedeutende Unwahrheit zu sagen, um „das Ungeheuer“, wie sie den König in einem Schreiben aus der Zeit nennt, vollständig niederzuwerfen. Der Grund, schrieb sie der französischen Regierung, welcher sie zur Fortsetzung des Krieges bestimme, sei nicht die Lockspeise Schlessien: die Niederlande seien für sie ein viel vortheilhafteres und ehrenvolleres Besizthum. Indeß, selbst die geschlagene französische Armee, welche damals Ferdinand von Braunschweig sechs Wochen lang in fluchtähnlicher Eile vor sich hertrieb, war keine schlechtere Truppe, als die widerwilligen Mobilgarden aus den Reichskreisen. Ein niedliches Bild kleinstaatlicher Zustände gibt auch die Notiz, daß der herzoglich mecklenburgische Commandant von Rostock sich im December 1757 nicht vertheidigen konnte, weil im entscheidenden Moment die Bürgerchaft die Kanonen, als städtisches Eigenthum, ihm vorenthielt.

Der Frühling 1758 brachte zunächst die Belagerung von Olmütz. Es war ein verzweifeltes Unternehmen, dessen einzige Aussicht auf Erfolg in der Schnelligkeit der Ausführung lag. Nur ein Meister der Kriegskunst konnte es wagen, durch eine so kräftige Offensive den Feind zu schrecken, und als durch unvorhergesehene Ereignisse und schlechte Wege Verzögerungen eintraten, war Friedrich's Lage verzweifelt. Ihn konnte nur ein gleich wegenger Streich retten: ein solcher war der Abmarsch nach Böhmen statt des Rückzugs nach Schlessien. Alles dies ist vom Verfasser lichtvoll dargestellt; besonderes Lob aber verdient seine Beschreibung der Schlacht bei Zorndorf, namentlich die beiden entscheidenden Cavallerieangriffe Seydlitz's finden ihre verdiente Würdigung. Bei keiner Schlacht in der modernen Kriegsgeschichte ist die Cavalerie in der Weise zur Geltung gekommen und ein Reiterangriff auf compacte Infanteriemassen erscheint heutzutage fast als ein Anachronismus. Viele Details weichen übrigens von den Darstellungen anderer Gewährsmänner bedeutend ab, namentlich von der Archenholz's, den Schäfer, man weiß nicht aus welchem Grunde, nicht einmal der Ehre werth hält, unter den Historikern dieses Krieges citirt zu werden. Nach Archenholz waren die Russen sehr deprimirt und wären gern geflohen, wenn sie nur ge-

konnt hätten; Schäfer weist ausführlich nach, daß ein Theil des Heeres die geschlagenen Russen in guter Ordnung aufnahm und die Armee dann in ziemlich geschlossener Haltung den Rückmarsch antrat.

Weniger einverstanden sind wir mit der Beschreibung der Schlacht bei Hochkirch, welche ebenso wie die von Kollin eine wenigstens einigermaßen genaue Darstellung verdient. Hier dagegen finden wir manches Unverständliche in der Beschreibung der verschiedenen tactischen Operationen. So wird der Name Rehow's zwar mehrmals genannt, aber wie die ganze Episode, welche dem Ueberfall vorhergeht, wird auch die Bedeutung der Aufgabe, die Rehow zufiel, die Besetzung der Stromberge, wie es scheint, übersehen. Die Niederlage bei Hochkirch war zwar wegen der Saumseltigkeit Daun's nicht gerade von verhängnißvollen Folgen für Preußen, aber doch immerhin sehr niederschlagend; was hilft es, die Eigenwilligkeit des Königs zu bemänteln oder durch oberflächliche Wiedergabe des Thatbestandes uns im Dunkel zu lassen. Wenn wir gern eingestehen, daß nur Friedrich's Charakterstärke und geistige Festigkeit in dieser furchtbaren Zeit den preußischen Staat erhalten und ihm seine europäische Bedeutung gesichert hat, was sollen wir verschweigen, daß die jenen Tugenden verwandten Fehler in entscheidenden Momenten den König und den Staat an den Abgrund des Verderbens gebracht haben?

Bekannt genug sind die Vorstellungen, welche die bedeutendsten Offiziere dem Könige machten. Seydlitz und Zietzen bekamen am Abend vor dem Ueberfall Meldungen, die ihn als sicher voraussehen ließen; der König schwankte und ließ nachher doch alle Vorsichtsmaßregeln abbestellen; der Generalquartiermeister v. d. Marwitz hatte das Lager nicht abstecken wollen und wurde dafür mit Arrest bestraft — alles das sollte doch den Historiker, selbst wenn ihn die militärischen Dinge wenig interessieren, zu einem freimüthigen Urtheil herausfordern; Schäfer ist denn hier doch etwas zu objectiv. Warum er übrigens nach dem amtlichen (!) Bericht den östreichischen Verlust auf 5314 M. anlegt, während ihn v. Archenholz auf 8000 veranschlagt und er nach Janko's Berechnungen sich auf 7955 M. stellte, ist nicht ersichtlich. In der Angabe der militairischen Stärkeverhältnisse ist überhaupt nicht immer klar, welchen Quellen Schäfer folgte, so schwanken die Angaben über die Stärke des russischen Corps, welches Kolberg umlagerte, zwischen 4—12,000 M. (Archenholz 10,000). Schäfer taxirt sie auf 3—4000 M. — wohl zu niedrig — anscheinend nach russischen Berichten.

Indessen sind im allgemeinen sowohl die schwedisch-russischen Unternehmungen, als auch die des Prinzen Ferdinand von Braunschweig mit dankenswerther Genauigkeit geschildert; über die Anordnung des Stoffes läßt sich zuweilen streiten; so scheinen z. B. die der Schlacht bei Zorn-

dorf vorhergehenden Operationen nicht genügend mit den übrigen verarbeitet; doch verkennen wir nicht die bedeutende Schwierigkeit, bei einem so diffusen Stoff die Vorgänge auf den einzelnen Kriegsschauplätzen gleichmäßig im Auge zu behalten; namentlich wächst die Schwierigkeit bei unserem Verfasser, welcher, treu seinem Plane, die Besprechung der kriegerischen Dinge wiederholt durch eine eingehende Darlegung der politischen Constellationen unterbrechen muß.

Auf dieser Seite liegt eben der Hauptvorzug des Schäfer'schen Werkes, wengleich wir seinen Urtheilen über politische Vorgänge nicht allerwärts beipflichten können. So zeigt sich auch in diesem Bande eine augenfällige Parteinahme für Pitt. Es spricht durchaus nicht für die militärische Scharfsichtigkeit des großen Staatsmannes, daß er nach Ferdinand's Sieg bei Crefeld keinen Einfall in Belgien unternahm; Schäfer selbst theilt mit, daß Pitt an der Möglichkeit und Nützlichkeit eines solchen nicht zweifelte, diese Eventualität aber zu spät in Erwägung zog. Daß Landungen an der französischen Küste zu einem befriedigenden Resultat nicht führen konnten, mußte Pitt aus der vereitelten Unternehmung auf Rochefort eben gesehen haben; mit Handstreich war nichts zu machen, dazu waren die englischen Anführer viel zu schwerfällig. Schäfer begnügt sich mit wenigen entschuldigenden Worten und bescheidet sich, zu urtheilen: „für den wichtigen Zweck, die französische Armee in Flandern oder doch am linken Rheinufer festzuhalten, waren seine Maßregeln entweder nicht geeignet oder zu spät ergriffen;“ — gewiß letzteres, das spricht schon Archenhol aus, der sonst über alles, was seinem Gesichtskreis ferner liegt, kein allzu klares Urtheil hat; das war auch Friedrich's Meinung, die Schäfer selbst S. 171 in einer Anmerkung citirt.

Die Anordnung des Stoffes macht dem Verfasser stellenweise viel zu schaffen; daß Daun den geweihten Degen von Clemens XIII. erhielt, — ein an und für sich nicht so gar bedeutendes Factum — wird zweimal erzählt, einmal bei Gelegenheit der Schlacht von Hochkirch und nachher bei der Betrachtung der politischen Veränderungen des Jahres 1758. Die wichtigsten politischen Ereignisse dieses Jahres sind unläugbar der Rücktritt Bernis' und der geheime Vertrag zwischen Frankreich und Oestreich vom 31. Dec. 1758, den Schäfer zum ersten Mal aus authentischer Quelle mittheilt; für die Oeffentlichkeit war der Vertrag vom vorhergehenden Tage bestimmt. Von großem Belang ist denn auch die Beschreibung der Operationen, welche der Schlacht von Kunersdorf vorhergehen, sowohl des Prinzen Ferdinand, als auch namentlich des Prinzen Heinrich; die Unternehmungen des Letzteren waren von bedeutendem strategischem Erfolge wegen der Zerstörung der östreichischen Magazine in Böhmen. Es ist vielleicht hier der Ort, zu bemerken, daß der Prinz Heinrich bei Schäfer in einem sehr üblen Lichte er-

scheint: daß die Uebereinstimmung hinsichtlich der vorzunehmenden Operationen zwischen beiden Brüdern nicht selten fehlte, ist bekannt; indeß ein so tiefes Zermürfniß, wie der Verfasser schildert, ist doch überraschend — freilich wohl begründet. Sicherheit in den Dispositionen, ruhige Ueberlegung des Ausführbaren, das waren die Haupteigenschaften des Prinzen Heinrich, Tugenden, welche für einen Heerführer, der mit geringen Mitteln viel leisten soll, unerläßlich sind, Vorzüge an denen es Friedrich natürlich nicht gebrach, die er aber in den letzten Kriegsjahren geringschätzte. Was war es zu verwundern, wenn seine Generale murrten! sahen sie doch oft tapfere Kameraden, gegen die allein der Erfolg entschieden, zurückgesetzt und mit Schimpf und Schande cassirt. Friedrich hatte ganz Recht, wenn er im Hinblick auf die verschuldeten und unverschuldeten Niederlagen, auf die Thorheiten seiner Gegner, auf seine eignen Fehler und unverhofften Glücksfälle sagte: Geschichte schreiben sei nichts weiter, als menschliche Thorheiten und blinde Zufälle compiliren. Das ist hinsichtlich der letzten Jahre des siebenjährigen Krieges nicht so unrichtig, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Uebrigens zeigt das Beispiel Ferdinand's von Braunschweig, wie anhaltende, wenn auch nur geringe Unfälle im Stande sind, selbst einen starken Geist niederzudrücken. Ferdinand ließ es im ganzen Frühling des Jahres 1759 an aller Energie fehlen und war zu einer kräftigen Offensive so wenig zu bewegen, daß er Friedrich's höchste Unzufriedenheit erregte.

Freilich wäre es Friedrich selbst in diesem Jahre zu wünschen gewesen, daß er etwas von der Vorsicht jener Feldherrn besessen hätte; er setzte, wie ein verzweifelter Spieler alles auf eine Karte: er griff den Feind an, wo er ihn fand, und verlangte dasselbe von seinen Generälen. Wahrlich nicht zum Nutzen seiner Sache! Wollte Dohna die Russen nicht angreifen, weil er sie für zu stark hielt und sich auf seine Truppen nicht besonders verlassen konnte, so schickte er Wedell mit dem gemessenen Befehl, unter allen Umständen zu schlagen: Wedell folgte; den nächsten Tag nach seiner Ankunft griff er, natürlich ohne alle Terrainkenntniß, an und wurde geschlagen. Friedrich machte ihm keine Vorwürfe; er selbst war ja der intellectuelle Urheber der Niederlage bei Kay. Mit Recht dagegen bestand der König auf einem schnellen Unternehmen gegen die im Posen'schen und Preußischen zerstreuten russischen Reservetruppen. Die Wichtigkeit des Wobersnow'schen Zuges unterschätzt Schäfer augenscheinlich. Der Prinz Heinrich und der König versprachen sich gleichviel von dieser Operation: aber zu ihrem Gelingen bedurfte sie der Eile; nun tritt Schäfer freilich aus dem Schreiben des Königs, „der Marsch ging nach Schildkrötenart“, aber er konnte zur Charakterisirung der Langsamkeit wohl hinzusetzen, daß man vom 23.—29. Juni fünf Meilen machte. Schöning entschuldigt das, Friedrich's eigenes Urtheil (Werke V. p. 13) ist

aber mit Recht sehr hart. Ueber den König selbst urtheilt der Verfasser, wie immer, sehr mild, sowohl bei Gelegenheit der Schlacht von Kunersdorf und der Uebergabe von Dresden, wie der Affaire bei Maxen. Es ist unnöthig, die bekannten Streitfragen hier von Neuem zu discutiren, jedenfalls mußten sie dort scharf präcisirt werden. Wie ungerecht erscheint der König gegen Schmettau und Finck! Nicht zum ersten Mal hatte der König dem Grafen Schmettau die Vertheidigung Dresdens anvertraut; er war ein tapferer Offizier und entschlossen, sich auch damals zu wehren. An der Uebergabe der Stadt war der trostlose Brief des Königs Schuld und die Bedingungen, welche Schmettau erhielt, namentlich die Mitnahme der Kassen mit 5,600,000 Thlr. waren keine kleinen Zugeständnisse. Zu spät bekam er Kunde von dem nahenden Entsatze und auch dieser wäre gar nicht hinreichend gewesen; welcher Art Schmettau's Truppen waren, erhellt daraus, daß in den ersten Stunden nach der Capitulation zu zwei Fünftel der Mannschaft desertirten. Und wenn Finck sich den Schwierigkeiten eines tollkühnen Wagnisses nicht gewachsen zeigte, er verdiente, da er in richtiger Schätzung seiner Kräfte anfänglich ablehnte, wohl ein anderes Gedächtniß als das, welches Friedrich ihm in seinen Werken setzt: denselben Officier, den der König noch zur Zeit des Unglücks von Kunersdorf für einen der tüchtigsten hielt — und mit Recht — erklärt er plötzlich für einen ehrlosen Feigling. Und doch deutet Schöning an, daß selbst das Kriegsgericht unter Biethen's und des nicht sehr fähigen Wedell Vorsitz, nur der Pression von oben nachgebend, ihn unschuldig verurtheilte. Gerechtfertigt wird Friedrich's Verfahren durch nichts: die üble Lage, in welche dieser Unfall gerade ihn brachte, und die daraus entspringende Verbitterung kann es erklären. Der Schlag von Maxen war in seinen Folgen verhängnißvoll: Frankreich faßte neuen Muth und entsagte allen Friedensverhandlungen, Rußland richtete sich stolz empor und ließ die den englischen Vermittlern übergebenen Antwortschreiben zurückfordern. Von besonderer Wichtigkeit ist endlich noch die ausführliche Behandlung des Schwaloff'schen Vertrages im März 1760. Hier erging es den Oestreichern ähnlich, wie einst den Franzosen jenen gegenüber: statt die Führung zu übernehmen, wurden die Oestreicher dominirt, namentlich wegen der geringen Befähigung ihres Gesandten Esterhazy.

Der Verfasser könnte mit uns darüber rechten, daß wir an dem militärischen Theil, der für ihn doch der weniger wichtigere war, Ausstellungen machen, dagegen den Werth des an politischem Material Gebotenen verschweigen. Wir haben aber für unsere Pflicht gehalten, nur das zu erörtern, worüber eine Controle für Jeden möglich ist, mit einer dürren Aufzählung der Tractate zc. würden wir dem Verfasser keinen Dienst leisten und eine gedrängte Uebersicht ist wegen der Complicirtheit derartiger Gegenstände nicht

möglich. Welchen bedeutenden Fortschritt unsere Kenntniß des diplomatischen Einflusses in den einzelnen Phasen des Krieges, mit Hilfe des vorliegenden Werkes macht, wird auch der oberflächliche Leser leicht wahrnehmen. Mit Spannung erwarten wir das Erscheinen der letzten Abtheilung, in welcher der Verfasser seine Meisterschaft um so eher zeigen kann, als da die militärischen Dinge zurücktreten und der Darstellung der diplomatischen Verhandlungen freierer Spielraum gegeben werden kann.

Der Stil des Verfassers ist einfach und frei von allen oratorischen Zuthaten, nicht eigentlich zum Nachtheil des Buches: hin und wieder finden sich stilistische Unebenheiten, welche zum Theil aus allzu ängstlichem Festhalten des Originaltextes entspringen, z. B.: „Ich fürchte . . . für die, wo wer kommt niemand sich gegenüberfindet“ (frz.: je crains pour ceux où celui qui viendra ne trouvera personne vis-à-vis de lui.) Das ist gar kein Deutsch. Auch das Wort „Saumsal“ (II. p. 183) und Constructionen, wie (II., 533) „an des bei Bergen gebliebenen Prinzen von Isenburg statt“ dürfte der gelehrte Verfasser schwerlich einbürgern.

—hm.—

Ueber die Darstellung des Athmungsprocesses in der griechischen Sculptur.

Die Frage, wie sich die antike Kunst zu der lebendigen Thätigkeit des menschlichen Körpers verhält, die vermöge des Athmungsprocesses beträchtlich verschiedene Erscheinungsweisen darbietet, ist meines Wissens, obwohl sie für die Beurtheilung griechischen Künstlergeistes von bedeutender Tragweite und selbst für die Praxis der modernen Sculptur beachtenswerth ist, bisher von Niemandem berücksichtigt worden.

Einathmen und Ausathmen wechseln ununterbrochen in dem animalischen Organismus ab, solange derselbe lebendigen Bestand hat. Beide Thätigkeiten wirken modificirend auf die äußere Erscheinung des Körpers und treten unter allen Umständen und in deutlichster Weise in der Bewegung des Brustkorbes hervor. Beim Einathmen hebt sich der Brustkorb, die Erhebung erreicht den höchsten Grad, wenn der Lunge die gehörige Quantität Luft zugeführt ist; beim Ausathmen senkt er sich allmählich, die Senkung tritt in das äußerste Stadium, wenn das Quatnum der eingeathmeten Luft aus den Lungenflügeln angeströmt ist. Ein Stillstand in dieser wechselnden Thätigkeit ist unnatürlich und nur in gezwungener Weise durch Anhalten des Athems erzielbar. Die Verschiedenheit der bei diesem Wechsel hervortretenden